

3. Erkenntnistheoretische Reflexion und Distinktion

Erkenntnistheoretischer Ausgangspunkt dieser Studie ist eine Überlegung Niklas Luhmanns, demnach Massenmedien ›die Realität‹ nicht abbilden, sondern anhand ihrer Beobachtungen eine eigene Realität erschaffen. Dabei produzieren die Massenmedien einen doppelten Sinn bzw. eine doppelte Realität: Auf der ersten Ebene entsteht Sinn für das System der Massenmedien durch das, was gedruckt, gefunkt oder ausgestrahlt wird. »Man kann aber noch in einem zweiten Sinne von der Realität der Massenmedien sprechen, nämlich im Sinne dessen, was *für sie* und *durch sie für andere* als Realität *erscheint*.«¹ Und weiter: »Das ist eine Übertragung der Konstruktivismusthese aus dem üblichen epistemologischen oder Wissenschaftsbereich in die Theorie der Massenmedien.«² Jene konstruktivistische Annahme kann aber ebenso unmittelbar auf sozial-, geistes- bzw. politikwissenschaftliche Theoriebildung (rück-)übertragen werden. Als Texte (Monographien, Aufsätze usw.) werden Theorien vor allem in Form von Massenmedien kommuniziert, sind also Teil dieses Systems. Gleichzeitig wird ›die Realität‹ von wissenschaftlichen Theorien nicht ›authentisch‹ abgebildet, sondern durch konstitutiv-selektive Beobachtung als theorieimmanente Realität erst geschaffen. Theorien bilden keine Welt ab, sondern kreieren eine eigene. Auf die Leser wirken die Theorien wiederum (in gewissen Umfang) realitätserzeugend, was sich beispielsweise an der Schulbildung in den Sozial- und Geisteswissenschaften beobachten lässt. Auf dieser zweiten Ebene lässt sich beobachten, was *für Theorien* und *durch sie für andere* Wissenschaftler oder Politiker als Realität *erscheint*. Diese Ebene wurde beispielsweise im vorherigen Kapitel mithilfe der Pessimismus-Vorwürfe abgebildet, die der Realitätswahrnehmung der wissenschaftlichen Interpreten widersprachen oder entsprachen. Besagter Konstruktionscharakter von Wirklichkeit

1 | Luhmann 2004, S. 14.

2 | Luhmann et al. 2004, S. 79.

innerhalb und durch eine wissenschaftliche Theorie bezeugt eindrucksvoll die Geschichte des Marxismus.

Von dieser Annahme ausgehend sollen im vorliegenden Kapitel der Konstruktionscharakter sozialwissenschaftlicher Theoriebildung herausgestellt werden und die damit verbundenen methodologisch-methodischen Konsequenzen für mein Vorgehen reflektiert werden. Gleichzeitig gelingt anhand der damit einhergehenden Abgrenzung und Selbstpositionierung eine weitere Annäherung an das Themenfeld Pessimismus.

Aufgrund der Frage nach pessimistischen Gehalten startet diese Untersuchung mit einer erkenntnistheoretischen Hypothek, weil jene Fragestellung den Untersuchungsgegenstand erst erzeugt. Jeder wissenschaftliche Text erschafft eine eigene Realität und produziert das, was er beobachtet, selbst, statt es »objektiv« abzubilden. Dem ist auch hier so. Die Selbsterzeugung des Gegenstandes ist erkenntnistheoretisch freilich unvermeidbar und deshalb nicht weiter problematisch, allerdings ist die Versuchung groß, genau das in die Texte von Schmitt, Foucault und Agamben hineinzulesen, was den Pessimismusverdacht verifiziert bzw. falsifiziert. Oder mit Stefan Lange formuliert:

»Die Frage nach dem Nutzen verführt dabei häufig zu einem unreflektierten Hinbiegen der jeweiligen Theorien im Sinne der gewählten Aufgabenstellung: ›Weil die Auslegung von Texten nur möglich ist, ›in Kenntnis schon verstandener Texte‹ (...) liegt es nahe, die Texte theoretisch mit einem Sinn zu überformen, den sie dann nur zu illustrieren hätten.«³

Deshalb scheint Selbstreflexion gepaart mit einer – so weit dies erkenntnistheoretisch möglich ist – »Unvoreingenommenheit«, die es erlaubt, sich vom Text überraschen zu lassen, unabdingbar. Jene Selbstreflexion ist vor allem erforderlich, um zirkuläre Argumentationen, die im Ergebnis dort ankommen, wo sie begannen, zu vermeiden – oder derlei Bewegungen wenigstens zu erkennen. Ansatzpunkt des Projektes sind gerade deshalb die oben vorgestellten Einschätzungen bzw. Vorwürfe, die gleichermaßen den drei Theorien eine Form von Pessimismus attestieren; entsprechend ist es nicht mein Forschungsinteresse, diese Thesen zu erhärten oder zu widerlegen. Ziel ist die Prüfung, was Pessimismus bedeutet und wie sich die genannten Theorien mittels des betreffenden Terminus klassifizieren lassen.

Als Resultat der Analyse ist somit sicherlich nicht zu erwarten, dass eine heterogene Strömung und Geisteshaltung wie der Pessimismus in den Werken der drei Autoren in idealtypischer oder gar identischer Form auftritt. Die Schriften der drei Theoretiker sind – wie jeder Text – prinzipiell einer Vielzahl von möglichen Lesarten zugänglich. Aufgrund der Polykontextualität von Be-

3 | Lange 2003, S. 31.

obachtungen und der immer unvermeidlichen Möglichkeit von Neuinterpretationen kann der Beobachtungs- bzw. Interpretationsprozess ebenso wenig als abgeschlossen gelten, wie er einen homogenen und widerspruchsfreien Sinn beanspruchen mag. Gleichwohl sind bestimmte Lesarten begründeter als andere, letztlich muss am Primärtext argumentiert und hinsichtlich dessen abgewogen werden, was für oder gegen eine bestimmte Interpretation spricht. Mein Vorgehen ist demnach als ein Gedankenexperiment zu verstehen, das mithilfe des Instrumentes politischer Pessimismus die Realitäts-Konstruktion der drei Theorien (re-)konstruiert. Zudem ermöglicht jene vergleichende Methode mittels eines zunächst idealtypischen Modells, den disparaten und vagen Terminus des Pessimismus im Verlauf der Analyse in seinen theoretischen Facetten, Ambivalenzen und Vieldeutigkeiten auszuarbeiten. Was also ist der kleinste gemeinsame Nenner? Und wie kann ein ›linker‹ von einem ›rechten‹ Pessimismus unterschieden werden, wie ein eschatologischer Defätismus von einem pessimistischen Aktivismus?

Hinter der gewählten Vergleichsperspektive steht ferner die These, dass sich Momente pessimistischer Kulturkritik in einem weiten Spektrum sehr unterschiedlicher Weltanschauungen nachweisen lassen. Dass sich pessimistische Überzeugungen häufig im konservativen wie politisch rechten Lager sowie innerhalb elitärer Strömungen finden, ist gewissermaßen Common Sense. Allerdings sind pessimistische Haltungen nicht auf dieses politische Spektrum beschränkt, denn auch ihrem Selbstverständnis nach ›linke‹ Weltanschauungen und Theorien, denen nach aller Kritik die Utopie abhanden gekommen ist, können pessimistische Überzeugungen propagieren. So weisen Konstruktionen, die weite Teile der Bevölkerung als ›entfremdet‹ deklarieren und ein ›falsches Bewusstsein‹ unterstellen oder Mythos und Aufklärung gleichsetzen, sicherlich ebenso elitäre und ggf. pessimistische Charakteristika auf.

Im nächsten Kapitel werden auf der Basis des Diskurses *über* (Kultur-)Pessimismus Kategorien entwickelt, die eine kulturpessimistische Haltung idealtypisch charakterisieren. Diese idealtypische Konstruktion wird sich entsprechend nicht eins zu eins in der Wirklichkeit bzw. in den Werken der Theoretiker finden, allerdings ermöglichen es erst jene Kategorien, die drei Theorien zielführend zu erfassen und im Anschluss aufeinander zu beziehen.⁴ Im Sinne einer vorläufigen Synthese sind die hier gebildeten Kategorien als Instrumente und Hypothesen zu verstehen, welche nicht um jeden Preis verifiziert werden müssen. Hierfür muss die bisherige Verwendung des Terminus

4 | Methodisch kann eine erste Annäherung über die Idealtypen von Max Weber erfolgen. Oder wie Roger Griffin in Anlehnung an Weber für seine Faschismus-Definition schreibt: »Jede Definition eines generischen Phänomens oder eines ›Ismus‹ ist ein Idealtypus (ein ›Konstrukt‹, wie wir heute sagen), das Resultat ›idealisierender Abstraktion‹,

aber durchaus kritisch hinterfragt werden, d.h. es ist zwingend notwendig, die bisher vorliegenden Analysen zum Thema Pessimismus ebenfalls betreffend ihrer Unterscheidungslogiken, blinden Flecken und politischen Implikationen zu reflektieren.

Die Analyse mittels der Kategorie politischer Pessimismus weist, wie eingangs thematisiert, besondere Tücken auf, weil der Begriff diskursiv negativ besetzt ist. Problematisch an vielen Studien zur Thematik Pessimismus ist zunächst einmal der Umgang mit dem Gegenstand. So teilen manche Studien die Zeitdiagnosen ihres Untersuchungsgegenstandes und eignen sich hierdurch selbst pessimistische Deutungen an.⁵ Andere Analysen versteigen sich zu verurteilenden Widerreden und berufen sich ihrerseits auf einen emphatischen Fortschrittsoptimismus.⁶ Letztere benutzen den Begriff (Kultur-) Pessimismus zur kritischen Intervention, um eine negative Diagnose bzw. Prognose als Schwarzmalerei zu diskreditieren und als irrational abzutun. Ein Dagegenhalten mit Optimismus und Fortschrittsglauben oder dem Verweis auf die ›objektiv gegebene Realität‹ als Fundament der eigenen Beobachtungsposeition erscheint erkenntnistheoretisch nicht vielversprechend. Ideologiekritiken, die derart unreflektiert die Unterscheidung von Optimismus/Pessimismus verwenden, müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, selbst nicht mehr als Ideologien zu sein.

Umgekehrt kann es als wissenschaftliche Beobachtung ebenso wenig zielführend sein, pessimistische Aussagen zu verifizieren oder anhand ihrer adäquaten Beschreibung ›der Realität‹ zu beurteilen. Eine solche Argumentation würde nicht über das Niveau einer Beobachtung erster Ordnung hinauskommen oder je nach Urteil eine pessimistische Perspektive einnehmen.⁷ Diese Dilemmata zeigen sich exemplarisch an den Arbeiten von Fritz Stern und Arthur Herman: Stern versucht in seiner bereits erwähnten und ausgesprochen

deren heuristischer Wert nur zu ermesen ist, indem man es in nicht-verdinglichender und nicht-reduktionistischer Weise auf konkrete Phänomene und Themen anwendet: the proof of the pudding is in the eating.« Griffin 2005, S. 23. Siehe zum Idealtypus bei Max Weber: Weber 1968, S. 190ff.

5 | Vgl. Wahlmüller 1939, Stern 1963a, Schatz 1985. Siehe weiterhin Hans Freyers Parteinahme für die Kulturkritik: Freyer 1960, S. 197. Stefan Breuer arbeitet in seiner Studie »Gesellschaft des Vergehens« zwar nicht mit dem Pessimismus-Begriff, dafür schließt er selbst mit einer pessimistischen Prognose für die moderne Gesellschaft: Breuer 1995, S. 207-209.

6 | Vgl. insb.: Herman 1998, S. 448ff.

7 | Vgl. für eine Analyse des Pessimismus, die selbst eine pessimistische Beobachterposition einnimmt: »The present period is unlike any other in three particular respects. There has never been, objectively, such potential danger for the human spe-

bekanntes Studie »Kulturpessimismus als politische Gefahr«⁸, das verstärkte Aufkommen von kulturpessimistischen Zeitdiagnosen aus der Krisenhaftigkeit der historischen Umstände und der persönlichen Lebenssituation der Autoren zu erklären.⁹ So berechtigt die Kritik Sterns an Paul de Lagarde, Julius Langbehn und Arthur Moeller van den Brucks auch ist, der Studie gelingt es nur unzureichend, wissenschaftliche und politische Ziele offen zu reflektieren. Widersprüchlich ist Sterns Ansatz weiterhin, als die lange Periode von ca. 1850 bis 1933, die Stern in den Blick nimmt, mit Verweis auf die historischen Ereignisse nicht konstant als krisenhaft klassifiziert werden kann. Dies gilt umso mehr, als es vor einem gewissermaßen permanent krisenhaften Hintergrund keinen Sinn mehr ergäbe, von einer Krise als Ausnahmesituation zu sprechen, da das Krisenhafte damit zur Normalität würde. Das Hauptproblem, das sich aus Sterns Analyse ergibt, ist jedoch eine indirekte Zustimmung der Zeitdiagnosen de Lagardes, Langbehns und Moeller van den Brucks. Stern geht *gemeinsam* mit diesen Autoren davon aus, dass die historischen Umstände korrekt als krisenhaft zu interpretieren sind und daraus quasi monokausal der Kulturpessimismus der Autoren abgeleitet werden kann.¹⁰ Stern tappt sozusagen in beide Fallgruben, er führt die Gegenrede und stimmt – paradoxerweise – gleichzeitig den Zeitdiagnosen zu. Damit attestiert er diesen drei Kulturpessimisten indirekt eine realitätsnahe Beobachtung der Welt.¹¹

Irritierender ist hingegen die Analyse von Hermans »Propheten des Niedergangs – Der Endzeitmythos im westlichen Denken«. Herman versucht sich daran, so unterschiedliche Autoren wie Joseph Arthur de Gobineau und William Edward Burghardt Du Bois, Foucault und Spengler auf jeweils nur wenigen Seiten in eine geistesgeschichtliche Tradition von »Untergangspropheten« einzuordnen. Am Ende seiner bisweilen oberflächlichen und teilweise bestenfalls populärwissenschaftlichen Abhandlung entwirft Herman psychologische Nationalcharaktere wie beispielsweise »der Amerikaner« und hält kulturpessimistischen Stimmungen die gestiegene Lebenserwartung und das Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens seit den 1930er Jahren entgegen. In Hermans Worten: »Kurz gesagt: was die moderne westliche Gesellschaft am besten kann – die Sicherung von zunehmendem Wohlstand, Chancengleich-

cies; there has never been, subjectively, such a well distributed understanding of that danger; there is, now, a fully realized record of the failure of our societies to deal with that danger. The modern world gives substance and form to pessimistic expectations as never before.« Bailey 1988, S. 7.

8 | Im englischen Original lautet der Titel »The politics of cultural despair«, wobei despair hier eine Steigerung von cultural pessimism bezeichnet.

9 | Stern 1963a, S. 1 und 7f.

10 | Ebd., S. 25. Siehe hierzu auch: Pauen 1997a, S. 22.

11 | Vgl. Stern 1963a, S. 4, 15, 19f.

heit sowie sozialer und geographischer Mobilität –, wird von den unmittelbaren Nutznießern dieser Vorteile systematisch verunglimpft und für nichtig erklärt.«¹² Was Herman in seinem Fazit den Kritikern der Moderne vorwirft, ist Undankbarkeit und Dekadenz.

Von derartigen Analysen gilt es Distanz zu gewinnen, weil sie die eigenen Unterscheidungen nicht reflektieren. Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Untersuchung besteht nach meinem Dafürhalten nicht darin, sich zwischen den Weltanschauungen Optimismus und Pessimismus zu entscheiden und Partei zu ergreifen. Vielmehr muss die Frage ins Zentrum gerückt werden, *wie*, d.h. mit welchen Unterscheidungen solche Weltkonstruktionen geschaffen werden und *wie* es ihnen gelingt, die Kontingenz der eigenen Wahrnehmung zu übersehen. Entsprechend zielt die angestrebte Untersuchung nicht auf die Verteidigung des ›unvollendeten Projekts der Moderne‹ gegen Kritik. Als Einschätzung, die aus einem bestimmten historischen Kontext artikuliert wird, sind negative Diagnosen und (kultur-)pessimistische Prognosen zunächst einmal ernst – aber nicht zu ernst – zu nehmen.¹³ Kulturpessimismus wird in der vorliegenden Studie als eine Steigerungsform von Kulturkritik verstanden, so dass – ohne empathische oder pathetische Überschätzung – argumentiert werden kann, der Pessimismus diene ebenfalls der kritischen Reflexion des gesellschaftlichen Status quo und hat deshalb trotz möglicher rhetorischer Zuspitzungen, Einseitigkeiten und Verallgemeinerungen – oder vielleicht gerade deshalb – als Beobachtungsperspektive neben anderen Blickwinkeln Berechtigung. Umgekehrt darf diese ›Unvoreingenommenheit‹, wie oben angemerkt, nicht dazu führen, die Gesellschaftsdiagnose und Zukunftserwartung des (Kultur-)Pessimismus zu übernehmen. Entsprechend gilt es vor allem etwaige erkenntnistheoretische und methodische Schwächen sowie die Widersprüche der Theorien von Schmitt, Foucault und Agamben in Form von inhaltlicher, d.h. theorieimmanenter Kritik zu benennen.

In Abgrenzung zu Stern, Herman u.a. werden (kultur-)pessimistische Urteile demnach lediglich als eine bestimmte Art der Beobachtung und nicht als Abbildung einer historischen Realität verstanden. Erkenntnistheoretisch ist die konstruktivistische Beobachtungstheorie systemtheoretischer Prägung deshalb ein vielversprechender Ausweg aus dem skizzierten Dilemma à la Stern und Herman.

Wenn ich mich hier auf Luhmanns Systemtheorie beziehe, dann auf seine Theorie der Beobachtung zweiter Ordnung und nicht auf die von der Systemtheorie postulierte Gesellschaftstheorie funktionaler Differenzierung. Die Gesellschaftstheorie der Systemtheorie kämpft selbst mit Paradoxieproblemen

12 | Herman 1998, S. 449.

13 | So sieht beispielsweise auch Georg Bollenbeck in der Kulturkritik eine positive Funktion als »Reflexionsmedium der Moderne.« Bollenbeck 2007, S. 7ff.

und rekurriert teilweise auf das System als Einheit, womit der Differenzbegriff aufgegeben wird, so dass sie hinter eigene erkenntnistheoretische Einsichten zurückfällt.¹⁴ Gleichzeitig ist die Übernahme der systemtheoretischen Zeitdiagnostik an dieser Stelle unnötig, weil diese nicht gegen Schmitt, Foucault und Agamben ausgespielt werden soll. Es geht eben nicht darum, den drei Autoren nachzuweisen bzw. vorzurechnen, an welchen Punkten ihre Theorien nicht ›der Wirklichkeit‹ im Sinne der funktionaldifferenzierten Gesellschaft entsprechen. Die moderne Gesellschaft zeichnet sich – soweit folge ich der Zeitdiagnostik Luhmanns – gerade durch unüberschaubare Komplexität und Kontingenz aus, als dass sie mittels eines einzigen Prinzips ansatzweise gefasst werden könnte.¹⁵ Die Gesellschaft ist vielmehr nur als Differenz beobachtbar, die es zu entparadoxieren gilt, wobei die Letztfundierung lediglich als Paradoxie möglich ist, weil jedes wissenschaftliche System nicht widerspruchsfrei aus sich selbst begründet werden kann und zur Fundierung einen außerhalb liegenden Referenzpunkt benötigt. Letzterer ist aber seinerseits ebenfalls in ein Aussagensystem eingebettet, das nicht aus sich selbst begründet werden kann, woraus sich ein Paradox ergibt. Entsprechend greifen alle Diagnosen, die vorgeben, ›die Gesellschaft‹ widerspruchsfrei als Ganzes zu beobachten, zu kurz. Ebenso ist die Zukunft konstitutiv unsicher – diese Einsicht mag banal erscheinen, allerdings sind alle wissenschaftlichen Prognosen, beispielsweise über die künftige wirtschaftliche Entwicklung, das Klima oder den Untergang einer Kultur, die vor jenem Hintergrund künftigen Ereignisse vorausgreifen, seltsam mutig.¹⁶

Luhmanns Theorie funktionaler Differenzierung hat zweifellos Schwächen, dies gilt beispielsweise für die limitierte Perspektive auf soziale Bewegungen, Luhmanns ungewöhnlich engagiert ablehnende Diskussion »Ökologischer Kommunikation«¹⁷ sowie die deterministische Positionierung in der »Steuerungsdebatte«¹⁸ oder die fragwürdige Ontologisierung des eigenen Anfangs mit der Setzung, dass es Systeme gibt.¹⁹ Jedoch, und darin unterscheidet sich die Luhmann'sche Systemtheorie von vielen alternativen Theorieangeboten, ist ihre große Stärke die Reflektion ihres eigenen Beobachtungsstand-

14 | Vgl. Lüdemann 2004, S. 15ff.

15 | Vgl. zur Komplexität der modernen Gesellschaft: Luhmann 1998, S. 134ff.

16 | Beispiele für den prophezeiten Jüngsten Tag, der niemals kam, gibt es zuhauf, unter anderem die Voraussage der Wiederkehr Gottes durch William Müller im Jahr 1843. Vgl. Michel 1985, S. 113. Oder in jüngster Zeit das Ende des Maya-Kalenders und der daraus abgeleitete Untergang der Welt.

17 | Vgl. Luhmann 2008, S. 149ff.

18 | Vgl. Lange 2002, S. 171ff.

19 | Vgl. Luhmann 1987, S. 30.

punktes innerhalb der modernen Gesellschaft und damit das Wissen um die Bedingungen der eigenen (Un-)Möglichkeit.

Ausgehend von der systemtheoretischen Beobachtungstheorie ist jede Beobachtung zwingend mit einer Unterscheidung und Bezeichnung verbunden. Weil nicht beide Seiten einer Unterscheidung gleichzeitig bezeichnet werden können, bleibt eine der unterschiedenen Seiten temporär immer unsichtbar, d.h. sie wird nicht erkannt. Im Augenblick der Beobachtung kann »[...] weder der ›unmarked space‹ [...] beobachtet werden noch die Einheit der Unterscheidung, die vom Beobachter jeweils verwendet wird.«²⁰ Demgemäß kann die Unterscheidung bzw. Form selbst ebenfalls nicht gesehen werden, denn jede Beobachtung ist in dem Moment der Beobachtung blind für die selbst produzierte Differenz. Die eigene Unterscheidung ist sozusagen der blinde Fleck der Beobachtung.²¹ Diese Begrenzung betrifft Schmitt wie Foucault, meine eigene Untersuchung und Luhmann selbst. Um jenen blinden Fleck erkennen zu können, muss stets eine Beobachtung der Beobachtung mithilfe einer neuen Unterscheidung erfolgen, d.h. eine *Beobachtung zweiter Ordnung*. Es ist also möglich, mittels einer neuen Unterscheidung und Bezeichnung, die eigene Beobachtung zeitlich später selbst zu beobachten, allerdings um den Preis eines neuen blinden Flecks.

Die Stärke dieser Beobachtungstheorie liegt darin, einerseits Beobachtungen nicht als rein passive Bezugnahme auf ›eine vorgegebene Realität‹ zu verstehen, sondern Beobachtungen selbst als aktives Hervorbringen der Welt zu analysieren, inklusive der eigenen Beobachtung. Andererseits kann dieses Beobachtungsmodell darüber aufklären, dass Beobachter Dinge nicht sehen, sie ausblenden und so blinde Flecken entstehen. In vielfältigen wissenschaftlichen und politischen Beobachtungen kann daher überprüft werden, was sie sehen und was sie zwingenderweise nicht sehen können.

Somit ist jede Beobachtung in dem Dilemma gefangen, dass der blinde Fleck der Beobachtung nur durch die Produktion eines neuen aufgedeckt werden kann und damit letztlich nicht einholbar ist. Eine seiner Umwelt und sich selbst voll zugängliche beobachtende Einheit ist damit ausgeschlossen.²² Unmöglich ist ebenso eine Perspektive auf die moderne Gesellschaft, die vorgibt, außerhalb jener zu stehen. Daraus ergeben sich folgende drei Konsequenzen: 1. Eine Beschreibung der Gesellschaft ist nur innerhalb der Gesellschaft möglich, es gibt kein Außen. 2. Die Gesellschaft ist als Umwelt der Theorie komplexer als die hier entwickelte Analyse. 3. Diese theoretische Beschreibung der Gesellschaft ist kontingent, nicht notwendig und ebenso anders möglich.

20 | Luhmann 1993, S. 257.

21 | Vgl. Luhmann 1998, S. 68f.

22 | Vgl. Luhmann 1992, S. 74.

Aus den dargelegten methodologischen Vorüberlegungen ergibt sich zudem eine unmittelbare Konsequenz für die anschließende Analyse des politischen Pessimismus. Als Beobachtung zweiter Ordnung werden die Unterscheidungen und Markierungen der Texte von Schmitt, Foucault und Agamben hinterfragt und ggf. kritisiert. Damit ist die Frage aufgeworfen, mit welchem Maßstab die drei Theorien gemessen werden können? Moralisch gegen die Erkenntnis der Theorien zu argumentieren oder die Position des Fortschrittsoptimismus einzunehmen, ist – wie oben ausgeführt – aus erkenntnistheoretischen Gründen problematisch. Normative Kritik würde eine enorme Begründungsleistung erfordern, die im Rahmen dieser Studie schlicht nicht zu leisten ist.²³ Ohne selbst zeitdiagnostisch tätig zu werden, rekonstruiere ich die Weltkonstruktion der Theorien, wobei die Beobachtungstheorie wiederum als positiver Kontrast dient, weil jene Theorie selbstreflexiv die Bedingungen ihrer (Un-)Möglichkeit mit reflektiert und sehen kann, dass die eigene Beobachtungsleistung gemessen an ihrer Umwelt immer unterkomplex sein muss.²⁴ Mangels dieser Einsicht und Festlegung auf die besagten theoretischen Prämissen würde die Analyse entweder rein deskriptiv verfahren oder Kritik äußern, die seltsam in der Luft zu hängen scheint, quasi aus dem Off stammt. Durch derlei Einsichten in die Limitierung der eigenen Beobachtung ist es möglich, nicht auf eine letzte Einheit zurückzugreifen, was bedeuten würde, die eigene Theorie als Einheit zu zementieren. An diesem Grad der Selbstreflexion lassen sich alle übrigen Theorien messen: Reflektieren Schmitts, Foucaults und Agambens Texte die Kontingenz der eigenen Beobachtungen? Kommen die Autoren selbst als Person bzw. Beobachter innerhalb der eigenen Theorie vor? Und wird der modernen Gesellschaft, d.h. dem Gegenstand der sozialen oder politischen Theorie, ein hinreichendes Maß an Komplexität attestiert, die die Möglichkeit reflektiert, dass die eigene Beobachtung notwendigerweise Dinge übersehen muss? Die Kontingenzerfahrung der Theorien zeigt sich dann auch in der Zukunftsperspektive, die nur dann überzeugen kann, wenn sie nicht deterministisch ist, sondern kontingente Möglichkeiten reflektiert. Kontingenz- und Komplexitätsbewusstsein sind somit das Ideal dieser Untersuchung.

Die Unsicherheit, die daraus für Beobachter ›alteuropäischen‹ Selbstbewusstseins erwächst, wird von der Systemtheorie geschickt umgangen, indem die Vervielfältigung der Beobachtungsperspektiven ins Zentrum rückt. Aus der sogenannten Polykontextualität von Beobachtungen zieht die Systemtheorie die Konsequenz, dass im geschichtlichen Prozess alles gleichermaßen besser und schlecht geworden ist – immer zählt, wer beobachtet.²⁵ Dieses Kon-

23 | Zur Problematik der Begründung eines normativen Standpunktes aus konstruktivistischer Perspektive siehe insb.: Rorty 1989.

24 | Vgl. Luhmann 1998, S. 36ff.

25 | Vgl. Luhmann et al. 2004, S. 38.

tingenzbewusstsein verhindert in der folgenden Untersuchung vor allem, dass der eigene Konstruktivismus während der Analyse auf Grund läuft, sollten sich eindimensionale Bestätigungen von Zeitdiagnosen einschleichen. Ausgehend von besagtem Beobachtungsbegriff sind (Kultur-)Pessimismus sowie Urteile wie Dekadenz oder Niedergang eine Beobachtungsleistung, d.h. eine Konstruktion, die auch anders erfolgen könnte. Ob ›tatsächlich‹ ein Niedergang stattfindet und welche Faktoren dafür und dagegen sprechen, kann nicht ›objektiv‹ beantwortet werden.

Damit wende ich mich gegen die sogenannte »Krisenhypothese«, die den Pessimismus eines Autors durch persönliche oder realhistorische Krisen zu erklären versucht.²⁶ Die Mehrzahl der Autoren, die (kultur-)pessimistische Strömungen analysieren, koppeln eine solche Haltung an eine ›wirkliche‹ Krisenerfahrung und schließen damit auf einen Kausalzusammenhang: Weil der jeweilige Autor in einer besonders krisenhaften Zeit schreibt oder gar persönlich Not und Leid erfahren hat, vertritt er eine pessimistische Position. Aus wissenschaftlicher Perspektive sind solche eindimensionalen Kausalzusammenhänge von Krisenerfahrung und Pessimismus unhaltbar, denn wie eine Krise beobachtet wird, ist kontingent. Es ist durchaus denkbar, dass ein Phänomen überhaupt nicht als Krise wahrgenommen wird, d.h. es gibt keine objektiven bzw. intersubjektiven Kriterien, mit deren Hilfe sich prüfen ließe, was eine Krise ist und welcher Intensitätsgrad ihr jeweils zukommt. Weiter-

26 | Der Begriff »Krisenhypothese« stammt von Michael Pauen, einem der Hauptreferenzautoren der vorliegenden Studie, und kritisiert die zahlreichen Untersuchungsansätze, die das Auftreten von Pessimismus bzw. Kulturpessimismus mit existenziellen, d.h. realgeschichtlichen Krisen in Verbindung bringen und dadurch erklären wollen. Vgl. Pauen 1997a. Bei aller Zustimmung ist Pauens Konstruktion des sogenannten »sekundären Pessimismus« zu hinterfragen: »Diese Charakterisierung soll im Folgenden für solche Varianten des Pessimismus stehen, bei denen sich die oben skizzierten Tendenzen zur Inszenierung des Schrecklichen beobachten lassen.« Ebd., S. 17. Gemeint ist damit ein vermittelter Pessimismus, der selbst keine unmittelbare Krise, kein Leid oder keine existenzielle Bedrohung erfahren hat. Sicherlich lassen sich solche Varianten nachweisen, jedoch geht mit der Unterscheidung von primärem und sekundärem Pessimismus eine fragwürdige Ontologisierung einher: Wie soll bestimmt werden, welches Leid ›wirkliches‹ oder ›echtes‹ Leid ist? Verbunden ist damit ein impliziter Dekadenzvorwurf Pauens an den sekundären Pessimismus. Vgl. zu einem ähnlich verdeckten Dekadenzvorwurf an die Adresse pessimistischer Stimmungen: Michel 1985, S. 111ff. Weiterhin ist mit Martin Schmidt gegen den sekundären Pessimismus einzuwenden: »Die Rückfrage, was demzufolge unter primärem oder unvermitteltem Pessimismus zu verstehen sei, beantwortet Pauen nur indirekt. Zwar betont er, dass Pessimismus nicht notwendig vermittelt sein muss, geht jedoch kaum weiter auf die damit angesprochene Ebene ein.« Schmidt 2007, S. 36.

hin lassen sich pessimistische Positionen zu sehr unterschiedlichen Zeiten nachweisen, was den Schluss nahe legt, dass deren Ursachen entsprechend sehr unterschiedliche sein müssen.²⁷ Pessimismus kann deshalb keineswegs als reine Abbildung von Krisenerfahrungen verstanden werden im Sinne von Ursache: Krise = Folge: Pessimismus; sondern Pessimismus ist das Resultat einer bestimmten Beobachtung. Diese Einschätzungen müssen anhand einer Beobachtung zweiter Ordnung in ihrer Unterscheidungslogik rekonstruiert werden, ohne dass dadurch selbst eine pathologische Psyche oder krisenhafte Gegenwart vorausgesetzt wird.

Mit jener Relativierung von Krisenerfahrungen sollen (kultur-)pessimistische Haltungen freilich nicht als Dekadenz- oder Luxusproblem diskreditiert oder darauf reduziert werden, eine analytische Schwäche, die u.a. auch Ralf Dahrendorf unterläuft: »Der Kulturpessimismus ist in den allermeisten Fällen die Geisteshaltung derer gewesen, die sich keine Sorgen zu machen brauchen.«²⁸ Dies bedeutet, auf eine Dekadenzklage mit dem Vorwurf der Dekadenz zu antworten. Aus konstruktivistischer Perspektive und für eine nicht ahistorische Analyse erscheint aber gerade die Krisenhypothese bzw. im betreffenden Fall die Dekadenzhypothese nicht überzeugend, weil Pessimismus nicht monokausal und behavioristisch als eine Reaktion auf »objektive« Umweltreize verstanden werden kann. Damit sollen weder die Relevanz von historischen Krisen noch Leiderfahrungen verharmlost, sondern vielmehr für die unterschiedlichen Möglichkeiten, Krisen zu beschreiben, sensibilisiert werden. Es wird weiterhin ebenso wenig bestritten, dass eine pessimistische Haltung ein Problem benötigt, an welchem sie sich gewissermaßen aufhängen und reiben kann. Nur das, was letztendlich der Stein des Anstoßes ist, ist und bleibt völlig austauschbar. Durch diese Distanzierung wird insbesondere die Gefahr, in der eigenen Analyse pessimistischen Diagnosen zu folgen oder letztere zur Erklärung heranzuziehen, vermieden.²⁹

Für die vorliegende Analyse ist im Weiteren nicht relevant, warum pessimistische Positionen vertreten werden, sondern wie politischer Pessimismus in sozialwissenschaftlichen Theorien entsteht. Es geht also um die (Re-)Konstruktion von Wahrnehmungsschemata, Zuschreibungen und Kausalmustern sowie die damit verbundenen konstitutiven blinden Flecken. Spannend er-

27 | Zur Kritik der Krisenhypothese siehe: Pauen 1997a, S. 18-26. Daran anschließend lässt sich gegen die Krisenhypothese einwenden, dass mit Botho Strauß, ein Vertreter des (Kultur-)Pessimismus, in relativ ruhigen Zeiten, verglichen mit den beiden Weltkriegen, sich dessen Klage gegen bundesdeutsche Dekadenz und Gemütlichkeit richtet. Vgl. Strauß 1993, siehe zu Strauß insb.: Essenberg 2004.

28 | Dahrendorf 1979, S. 224.

29 | Vgl. zu Autoren, die sich nicht hinreichend von der Krise als Erklärung distanzieren, beispielsweise: Bennett 2001; Stern 1963a; Wahlmüller 1939.

scheint vor allem, was die Texte auslassen, das, was nicht gesagt wird, wenn etwas gesagt wird, d.h. das, was auf der unmarkierten Seite der Unterscheidung im Verborgenen bleibt. Ebenso rückt in den Fokus, wie etwas gesagt und begründet wird. Wie, also mit welchen sprachlichen Mitteln werden Zeitdiagnosen plausibilisiert und Kontingenz verschleiert? Es geht mithin nicht nur darum, die Argumentations- und Begründungslogiken der Zeitdiagnosen und Prognosen zu (re-)konstruieren, vielmehr sollen die »[...] ausgeblendeten Möglichkeiten im Gegensatz zu der schließlich realisierten Option«³⁰ aufgezeigt werden. Immer wieder gilt es demnach zu analysieren, wie die untersuchten Theorien Kontingenz invisibilisieren. Umgekehrt markiert jede Betonung der Kontingenz, dass an dieser Stelle Zweifel an der These angebracht sind, also dass die jeweilige Theorie pessimistisch argumentiert.

Als Text- bzw. Theorieinterpretation ist eine Beobachtung zweiter Ordnung schließlich als offenes hermeneutisches Verfahren zu verstehen. Hermeneutik bietet sich als Methode einer politikwissenschaftlichen Analyse insbesondere deshalb an, weil mithilfe jener Untersuchungsmethode »latente Sinnstrukturen«³¹ erschlossen werden können, wie beispielsweise stilistische und rhetorische Muster von Texten, aber ebenso implizite Konsequenzen von Zeitdiagnosen. Hermeneutik ist hier zunächst allgemein definiert als regelgeleitete Auslegung, »mit deren Hilfe es gelingen soll, den Sinn eines sprachlichen Dokumentes intersubjektiv nachvollziehbar zu entschlüsseln«.³² Dahinter steht die (einfach anmutende) Frage, warum ein Text wie und warum so und nicht anders zu verstehen ist, und warum diese Interpretation potenziell besser bzw. angemessener ist als andere.³³ Dabei geht es nicht um das *Was* des Verstehens, sondern um das Fremdverstehen als *Wie* verstehen, im Sinne des Verstehens des Verstehens, d.h. des Verstehens zweiter Ordnung.³⁴

Die Schwierigkeit von Verstehensanschlüssen, also Interpretationen ist, dass die Bedeutung oder der Sinn eines Textes genauso wenig wie die soziale Wirklichkeit »objektiv« gegeben ist. Bedeutung wird durch Verstehen gestiftet und erschließt sich folglich nur mittels Interpretation bzw. der Interpretation von Interpretationen. Verstehen – als eine mehr oder weniger subjektive Interpretation – kann in einer polykontexturalen Welt deshalb nie unwidersprochen

30 | Noetzel und Krumm 2003, S. 98.

31 | Ebd., S. 109.

32 | Alemann und Tönnemann 1995, S. 57, zit.n.: Lange 2003, S. 32. Für einen Überblick der ideengeschichtlichen Entwicklung der Hermeneutik im 20. Jahrhundert siehe insb. Stefan Lange: Ebd., S. 31-50.

33 | Vgl. Joas und Knöbl 2004, S. 291f, 484f.

34 | »Fremdverstehen können wir jenen Vorgang nennen, bei dem wir einer Erfahrung den Sinn verleihen, dass sie auf ein Ereignis in der Welt bezieht, dem Alter Ego bereits einen Sinn verliehen hat.« Soeffner 2013, S. 165.

Objektivität reklamieren. Und gleichzeitig ist jeder Beobachter permanent und unwiderruflich auf seine eigene subjektive Position zurückgeworfen. Daraus ergibt sich folgende Einsicht bzw. Forderung: »Eine selbstreflexive Hermeneutik muss also streng differenzorientiert ausgerichtet sein, sie muss im Vollzug ihrer Interpretationen zugleich die aktuellen Bedingungen der Möglichkeit ihrer Interpretationen mitberücksichtigen.«³⁵

Ausgeklammert ist mit der gewählten Perspektive selbstredend ein emphatischer Verstehensbegriff, der vorgibt, eine Person ›wirklich‹ zu verstehen, welcher Bewusstseinszustände konstatiert oder glaubt, den ›einzig möglichen‹ Sinn bestimmen zu können. Gleichwohl werde ich als Zugeständnis an sprachliche Konventionen und die Lesbarkeit in der Analyse von ›dem Sinn‹ sprechen, den Schmitt, Agamben und Foucault gemeint haben.³⁶ Weiterhin ist jede Textinterpretation immer nur aus der jeweiligen Gegenwart möglich, d.h. nur *post festum*. Jede Beobachtung ist als Verstehen in die Zeitdimension der modernen Gesellschaft eingebunden und interpretiert aus jenem zeitgeschichtlichen und kulturellen Kontext die Bedeutung eines Textes. Der Weg, mit dieser erkenntnistheoretischen Beschränkung bzw. Relativität von Objektivität umzugehen, ist hierbei erneut die Beobachtung zweiter Ordnung, wie Thomas Noetzel anmerkt: »Aus konstruktivistischer Perspektive muss jede Objektivität an die Position des Beobachters und dessen Unterscheidungslogiken zurückgebunden werden. Historische Rekonstruktion sind immer dem Wissen und der Kultur, den Bedingungen und Beschränkungen der Gegenwart ausgesetzt.«³⁷ So ist beispielsweise eine Interpretation der Schrift ›Der Begriff des Politischen‹ vor 1933 eine andere als eine solche, welche die Konsequenzen des Nationalsozialismus bereits kennt.

Wie nun Theorien Wirklichkeit für sich und ihre Leser konstruieren, ist nicht nur abhängig von der konkreten Diagnose, sondern ebenso von den verwendeten sprachlichen Mitteln. Damit widerspreche ich der ideengeschichtlich wirkmächtigen Trennung von Philosophie und Rhetorik, wie sie beispielsweise Platon vertreten hat. Rhetorik ist mehr als der ›schöne Schein‹. In einer

35 | Noetzel und Krumm 2003, S. 112.

36 | Womit jeweils keine Aussage über das Bewusstsein des Autors gemeint ist, sondern über den Sinn, den ich durch Fremdverstehen aus den Texten herauslese »Vielmehr konstituiert das subjektive Bewusstsein Sinn dadurch, dass es die Erfahrung auf anderes bezieht. Dieser Akt der Sinnschöpfung beinhaltet im Wesentlichen das, was verstehen als Selbstverstehen meint. Fremdverstehen hingegen, und das ist das für das Problem des Verstehens überhaupt Entscheidende, geschieht in Auffassungsperspektiven. Das heißt, Fremdverstehen ist nur diskontinuierlich und partiell möglich. Selbstverstehen ist ein prinzipiell unzweifelhafter Akt; Fremdverstehen ist ein prinzipiell zweifelhafter Akt.« Soeffner 2013, S. 165.

37 | Noetzel und Krumm 2003, S. 112.

sprachlich erschaffenen Welt haben rhetorisch-sprachliche Mittel die wichtige Funktion, Wirklichkeits- und Wahrheitswahrnehmungen mit zu erzeugen und zu stabilisieren bzw. zu variieren. So werden etwa Metaphern in der Sprache benutzt, um Realität zu stiften.³⁸ Das ›Wahre‹ und der ›Schein‹ sind somit ununterscheidbar miteinander verbunden. Demgemäß stellt sich im Folgenden die Frage nach der Performanz von Theoriebildung, d.h., mit und im Anschluss an Susanne Lüdemann:

»Mit welchen rhetorischen Mitteln werben soziologische Theorien für ihre Interpretationsangebote? Welche textuellen Strategien werden angeboten, um die Rezipienten – Politiker, Studierende, das ›gebildete Publikum‹ – zur Übernahme angebotener ›Typisierungsmuster‹ und ›Ordnungsschemata‹ (FN Soeffner, Interaktion und Interpretation, S. 333.) zu bewegen?«³⁹

Welche Metaphern werden von Schmitt, Foucault und Agamben für die Abbildung der modernen Gesellschaft, vergangene und künftige Ereignisse verwendet?

Somit vertrete ich die These, dass sozialwissenschaftliche Theoriebildung Dichtung ist. Hayden Whites zentrale These lautete bekanntlich, dass jede Geschichtsschreibung Dichtung ist: »Auch Klyo dichtet.«⁴⁰ Jeder Historiker benötigt zur Plausibilisierung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse ein Narrativ. Mit dieser These stieß White in seiner eigenen Disziplin auf enormen Widerstand, verständlich vor dem Hintergrund, dass in der Konsequenz eine ›objektiv-historische Erkenntnis‹ für die Geschichtswissenschaft unerreichbar ist und bleiben muss – für ›alteuropäische‹ Historiker sicherlich eine pessimistische Einsicht. Aus konstruktivistischer Perspektive sind die epistemologischen Schwierigkeiten des wissenschaftlichen Wissens über die Geschichte jedoch unmittelbar ersichtlich, weshalb ich mit White davon ausgehe, dass jede historische Einbildungskraft auf literarische Mittel angewiesen ist, um die jeweilige Konstruktion der historischen Ereignisse, Handlungen und Personen glaubhaft darzustellen. Darüber hinaus erzeugt die wissenschaftliche Beobachtung Geschichte als Gegenstand. Jene erkenntnistheoretische Einschränkung gilt

38 | Metaphern werden selbstredend nicht nur verwendet, um Realität zu stiften, sondern darüber hinaus um bildhaft einen sprachlichen Ausdruck durch einen anderen zu ersetzen, der reichhaltiger oder deutlicher sein soll. Somit erhält Sprache eine andere Stärke und Intensität. Es fällt der Vergleich, das »wie« weg, womit zwar näher an Realität oder das Verstehen gerückt wird, aber nur aufgrund eines Stilmittels, das sich Bildern und Redensarten bedient, die der zugehörigen Kultur- und Sprachgruppe bekannt sind (und auch hier längst nicht allen).

39 | Lüdemann 2004, S. 10.

40 | Vgl. White 1986.

nicht nur für Geschichtswissenschaft, sondern ebenso für jeden sozial- und geisteswissenschaftlichen Text. In der Konsequenz müssen sich auch die Naturwissenschaften fragen lassen, wie, d.h. mit welchen rhetorischen Mitteln es ihnen gelingt, Texte als objektive Wahrheit erscheinen zu lassen. Denn ausgehend von der konstruktivistischen Beobachtungstheorie kann nach Sina Farzin jeder »Text als eine Kommunikationsform verstanden werden, die sich an einen Adressaten richtet und diesen von dem Wahrheitsgehalt seiner Aussage zu überzeugen sucht.«⁴¹ Die Mittel der persuasiven Herstellung von »objektiver Richtigkeit« sind dann Dichtung und Rhetorik, wobei die überkommene Stigmatisierung jener sprachlichen Mittel als unwissenschaftlich und wirklichkeitsverzerrend aufgegeben wird. Damit vertrete ich die These, dass die hier untersuchten drei Theoretiker gerade durch einen besonderen Sprachgebrauch versuchen, ihren Zeitdiagnosen Plausibilität zu verleihen.⁴²

Whites literaturwissenschaftliche Methode unterscheidet vier Strategien der narrativen Modellierung: Romanze, Tragödie, Komödie und Satire. Die Thematik des Pessimismus tangieren dabei insbesondere die Tragödie und die Satire, weil die Tragödie das Scheitern aller Bemühungen um den gesellschaftlichen Fortschritt zum Besseren beschreibt, und die Satire als Erzählform beim Unvermögen der Menschen die deterministischen Gesetzmäßigkeiten der Geschichte zu verändern ankommt.⁴³ Allerdings ordnet White den in der ideengeschichtlichen Tradition Schopenhauers stehenden Schweizer Historiker Jacob Burckhardt dem Erzähltypus der Satire und der Ironie zu und leitet daraus dessen Pessimismus ab.⁴⁴ Ob Burckhardt zu Recht oder Unrecht dem Pessimismus zugeordnet wird, soll hier nicht diskutiert werden, allerdings irritieren an der Theoretisierung Whites die Nähe von Pessimismus und Satire sowie die Rolle der Ironie. Auch Dienstag vertritt die These, dass eine ironische Betrachtung der menschlichen Geschichte in direktem Zusammenhang mit pessimistischen Positionen steht.⁴⁵ Gegen derlei Gleichsetzung vertrete ich

41 | Farzin 2011, S. 35. Wobei sich Farzin mit dieser Aussage auf »soziologische Texte« beschränkt.

42 | In jenem Zusammenhang konstatiert auch Pauen, dass Pessimismus durch »[...] die argumentative und rhetorische Struktur der Texte selbst« bedingt ist. Pauen 1997a, S. 8. Vgl. auch Pauen 1997b.

43 | Vgl. White 2008, S. 22-25. Weiterhin unterscheidet Whites Textanalyse »formale Schlussfolgerungen«, »ideologische Implikationen«, die »rhetorischen Figuren (Tropen)« sowie »Metapher, Synechdoche, Metonymie, Ironie«. Ebd., S. 50-56.

44 | Vgl. ebd., S. 311.

45 | Darüber hinaus glaubt Dienstag, dass das Lachen über die eigene Existenz keine Distanz zur Ernsthaftigkeit und zum Determinismus des Pessimismus erlaubt: »But laughing at our existence is not an overcoming of pessimism. It is in fact the embrace of it.« Dienstag 2006, S. 40. Dieser Ansicht wird hier widersprochen.

die These, dass Ironie nicht zwingend pessimistisch ist, weil Ironie gerade für Kontingenz sensibilisiert und vor deterministischer und fatalistischer Ernsthaftigkeit bewahrt. Neben jenem inhaltlichen Kritikpunkt findet anhand der von White vorgenommenen Zuordnung und methodischen Feingliederung eine Vorfestlegung statt, die hier vermieden werden soll. Außerdem erscheint es nicht möglich, diese idealtypischen Aspekte aus den heterogenen Texten Schmitts, Foucaults und Agambens trennscharf und stringent zu rekonstruieren, woraus ich die Konsequenz ziehe, die Grundthese Whites zu übernehmen, ohne jedoch die literaturwissenschaftlichen Methoden in die anschließende Untersuchung zu überführen.

Im Weiteren orientiere ich mich an der Vorarbeit von Farzin, welche die rhetorischen Mittel von bzw. in Sozialtheorien untersucht hat, »[...] deren paradoxe Funktion darin besteht, als sprachliche Ausdrucksformen den sprachlichen und damit verbundenen subjektiven Charakter des Textes zu invisibilisieren und das Geschriebene als notwendige, überzeugende und nicht anders mögliche Präsentation des Gegenstandes erscheinen zu lassen.«⁴⁶ Mit Blick auf den politischen Pessimismus wird insbesondere zu analysieren sein, mit welchen rhetorischen Mitteln ein negatives Menschbild, ein geschichtlicher Verfall, ein Bewegungsgesetz der Geschichte oder eine künftige Verschlechterung dargestellt werden. Gerade eine negative Zeitdiagnose und eine pessimistische Zukunftsprognose sind konstitutiv auf eine sprachliche Aufladung angewiesen, eine bestimmte Dramatik und Drastik, um der damit einhergehenden Bedrohungslage Nachdruck zu verleihen. Bei meiner hermeneutischen Rekonstruktion der Performanz des Pessimismus beziehe ich mich auf die Überlegungen von Lüdemann, White und Farzin, ohne jedoch die jeweilige sprachwissenschaftliche Methodik zu übernehmen. Diese methodologischen Überlegungen werden zur Entwicklung der Analysekatgorie Haltung wieder aufgegriffen und methodisch konkretisiert.

Schließlich bleibt hier zu betonen, dass die Interpretation der stilistischen Charakteristika und Unterscheidungslogiken von Texten keinesfalls in unzulässige Psychologisierungen ableiten darf. Es ist nicht möglich, die Bewusstseinszustände, Gefühle oder sonstigen Befindlichkeiten der Autoren Schmitt, Foucault und Agamben identifizieren und rekonstruieren zu können.⁴⁷ Dies

46 | Farzin 2011, S. 38. Wobei sich Farzin wiederum an der Rhetoric of Science orientiert (Simons 1990 und Mc Closkey/Megill/Nelson 1987) und anderen, die im US-amerikanischen Diskurs seit den 1970er Jahren die Rhetorizität der Sozialwissenschaften hinterfragten. Farzin beschränkt sich auf die Untersuchung von zwei rhetorischen Figuren: »Metaphern« und »Exemplar und Evidenz«.

47 | Beispielsweise betont Joe Bailey: »[F]eelings are an important part of social consciousness in general and of pessimism in particular.« Bailey 1988, S. viii und 9-22. Diese Einschätzung soll hier gar nicht bestritten werden, allerdings ist es für die Analyse

ist keineswegs selbstverständlich, denn solche Parallelisierungen von pessimistischen Weltbeobachtungen und psychologischen Pathologien, wie dem Krankheitsbild Depression, sind überaus verbreitet.⁴⁸ Grob zusammengefasst wird demjenigen, der eine pathologische Welt beschreibt, ein pathologischer Geisteszustand unterstellt.⁴⁹ Ein verurteilender bzw. abwertender Duktus ist in derartige Erklärungen konstitutiv eingelassen. So sind beispielsweise für Stern die persönlichen und psychologischen Faktoren »Vereinsamung, Entfremdung und Haß gegen sich selbst« die Ursachen des Kulturpessimismus.⁵⁰ Irritierenderweise findet sich diese Argumentationsstrategie ebenso in jüngeren wissenschaftlichen Arbeiten, so identifiziert beispielsweise Bennetts Studie »Cultural pessimism. Narratives of decline in the postmodern world« Depression und Pessimismus als verwandte Beobachtungsformen.⁵¹ Hierzu bedient er sich eines psychologischen Modells von Aaron Becks, dem »negative cognitive shift« (selbstverstärkendes negatives Denken), und postuliert für Depressive wie (Kultur-)Pessimisten eine ähnliche Unterscheidungslogik.⁵² Bestimmte Merkmale des Pessimismus nach Bennett werden als Kategorien für die Analyse von (kultur-)pessimistischen Haltungen im nächsten Kapitel berücksichtigt⁵³, allerdings ohne sich auf das Gebiet der Psychologie vorzuwagen und wie Bennett – wenngleich mit Einschränkungen – zu behaupten, dass aus negativem Fühlen pessimistische Weltanschauungen erwachsen.⁵⁴ Jener Zusammenhang ist zwar nicht völlig auszuschließen, allerdings geht der Rekurs auf die Emotionen – mindestens implizit – mit einer Pathologisierung

des politischen Pessimismus in Theorien d.h. Texten schlicht nicht möglich und ebenso wenig nötig, die Gefühle des Autors zu rekonstruieren.

48 | Vgl. Bennett 2001. Es ist durchaus spannend, dass der Kulturpessimismus häufig mit Krankheitsmetaphern arbeitet und umgekehrt selbst mit medizinischen Begriffen analysiert wird. Weiterhin wird nicht nur von psychischen Krankheiten gesprochen, sondern auch von Stimmungen: Vgl. Michel 1985, S. 115.

49 | So kritisiert ebenfalls Dienstag, dass Pessimisten oder vermeintliche Pessimisten als »cranks« aus dem Mainstream der politischen Theorien ausgesondert werden. Dienstag 2006, S. 3.

50 | Stern 1963a, S. 326. Vgl. zu dieser Argumentationsstrategie auch Baeyer-Katte 1958.

51 | Vgl. Bennett 2001, S. 180.

52 | Interessant ist, dass nicht erst Alain Ehrenberg mit seinem Buch »Das erschöpfte Selbst« den Aspekt von Depression und negativer Zeitdiagnostik verhandelt. Vgl. Ehrenberg 2011. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurde über den pathologischen Status von pessimistischen Weltdeutungen geforscht: »Nicht selten wurde der Pessimismus schlicht als krankhafte Stimmung angesehen.« Schmidt 2007, S. 17.

53 | Siehe zu Bennetts Pessimismus-Definition: Bennett 2001, S. 180f.

54 | Vgl. ebd., S. 180-185.

bestimmter Autoren einher. Entscheidend ist jedoch, dass emotionale Zustände und etwaige Psychopathologien schlecht aus der Lektüre von Texten herauszulesen sind. Wie ein solches Wissen über Empfindungen und Bewusstseinszustände auf der Basis von Textinterpretationen wissenschaftlich zu fundieren ist, wird von Bennett mithin nicht reflektiert, so dass seine Analyse in dem (Kurz-)Schluss kulminiert, Kulturpessimismus stelle eine milde Form der Depression dar.⁵⁵ Im Grunde argumentiert der englische Kulturwissenschaftler ähnlich wie Stern und Herman: Sie interpretieren Perspektiven, die die Gesellschaft als pathologisch beschreiben, selbst als pathologisch, womit sie die Beobachtungslogik ihres Gegenstandes schlicht übernehmen und neue Pathologisierungen aussprechen.

Anzumerken ist, dass Bennett den Kulturpessimismus nicht ausschließlich auf den subjektiven Faktor Depression reduziert, sondern ebenso argumentiert, dass seit den 1950er Jahren im Zuge des Epochenwechsels zur Postmoderne ein vermehrtes Aufkommen von Kulturpessimismus zu beobachten ist. Sozialgeschichtlich bedeutet die Postmoderne für Bennett einen Veränderungsprozess »by the conditions of the ›new‹ capitalism« sowie eine erkenntnistheoretische Unsicherheit verbunden mit einem Zusammenbruch intellektueller und ästhetischer Kategorien.⁵⁶ Mit dieser Erklärung bedient sich Bennetts Analyse freilich selbst einer negativen Zeitdiagnose, da der Autor das vermehrte Aufkommen kulturpessimistischer Urteile als direkte Reaktion auf Krisenerfahrungen interpretiert und weiter folgert: »[T]hen we can say that the same is probably also true of cultural pessimism; that in the postmodern world cultural pessimism is thus not only a judgement about our culture, but also a structure of feeling that is increasingly produced by our culture.«⁵⁷ In jener paradoxen Argumentation verfängt sich die Analyse: Stellt der Kulturpessimismus eine Reaktion auf ›objektive‹ Krisenerfahrung dar, kann er nicht gleichzeitig das Produkt einer subjektiven, pathologischen Weltbeschreibung sein.

Eine Steigerung der Argumentation Bennetts stellt insbesondere die bereits kritisierte Analyse von Hermans »Propheten des Niedergangs« dar. Herman deutet nicht nur Bewusstseinszustände, sondern vermischt biographische und theoretische Sachverhalte und versteigt sich dazu, die Motive von Handlungen zu deuten und zu verurteilen. Als Fazit zu Foucaults Kritik der Moderne führt jene Vorgehensweise zu folgender Deutung:

»Als Foucault erfuhr, daß er sich mit AIDS angesteckt hatte, wurde auch dies in seinem Kopf zu einer weiteren Grenzerfahrung: Sexualität als Form des Todes wie der Macht, anderen durch Sex den Tod zu bringen. Mindestens zwei Jahre nach der Ansteckung - von

55 | Ebd., S. 192.

56 | Ebd., S. 193, Vgl. auch 103ff und 142ff.

57 | Ebd., S. 193.

1982 bis 1984 – besuchte Foucault weiterhin die Orgienstätten der schwulen Szene, wo er die Krankheit wissentlich an seine anonymen Sexpartner weitergab. »Wir entdecken ein Vergnügen jenseits des Sex«, teilte er einem Interviewer mit – in diesem Fall den Sex als Mord.«⁵⁸

Inwiefern dies zum besseren Verständnis der Theorie Foucaults verhilft, bleibt offen, zudem Herman seine These weder belegen noch beweisen kann.

Für die vorliegende Analyse sind Psychopathologien einschließlich Depressionen kontingente Beschreibungsformen für Personen bzw. deren Bewusstseinszustände. Das Krankheitsbild selbst ist das Ergebnis eines medizinischen Diskurses, der die Diagnose – relativ inflationär – produziert. Vor einhundert Jahren wäre in ähnlichen Zusammenhängen vielleicht von Hysterie [aber nur bei Frauen!] gesprochen worden.⁵⁹ Ich kann mir somit nicht anmaßen, die Motive oder gar den Geisteszustand der Autoren Schmitt, Foucault und Agamben einzuschätzen. Für eine Untersuchung, die Texte interpretiert, ist eine solche Kategorisierung nicht nur unmöglich, sondern ebenso unnötig und irreführend, da das Erkenntnisinteresse ausschließlich den Texten, deren Argumentationslinien und deren Umgang mit Kontingenz gilt. Jeder Text der drei Autoren hat für mich weiterhin denselben Stellenwert, d.h. ich differenziere nicht zwischen Hauptwerk, Aufsatz, Interview o. ä., weil diese für mich ausgehend vom »Prinzip der Schriftlichkeit«⁶⁰ alle gleichermaßen nur als Text zugänglich sind. Es ist schlicht nicht überzeugend, ein Interview als besonders »authentisch« zu bewerten und einen Aufsatz als »Ausrutscher« zu entschuldigen – oder umgekehrt –, weil die »wirklichen« Intentionen der Autoren (Black Box) unbekannt sind und bleiben müssen. Die Texte werden deshalb gleichberechtigt als Text verstanden und keine Hierarchisierung vorgenommen, wie beispielsweise die von politischen und wissenschaftlichen Texten oder Aussagen – wie sie prominent Habermas reklamiert. Eine solche klare Trennung zwischen Textgattungen erscheint schwierig, da eine solche Eingrenzung erstens nur gelingen kann, wenn akademisches und politisches Wissen klar zu scheiden sind und in einem Text lediglich eine Form zum Ausdruck kommt. Zweitens, wenn der jeweilige Autor über die kommunikativen Anschlüsse seines Textes bestimmen könnte. Beides ist zu bezweifeln.

Wenn im Weiteren pessimistische Haltungen beschrieben werden, bezeichnet Haltung keinen Bewusstseinszustand oder etwa Charaktereigenschaften eines Autors, sondern den Unterscheidungsgebrauch der Texte. Die Theorien können mithilfe einer konstruktivistisch informierten Hermeneutik als Text interpretiert werden, insbesondere hinsichtlich des Zusammenhangs

58 | Herman 1998, S. 384. Vgl. zu einer ähnlichen Kritik: Wehler 1998, S. 85 u. 90f.

59 | Vgl. hierzu beispielsweise: Ehrenberg 2011.

60 | Soeffner 2013, S. 164.

von Zeitdiagnosen und den daraus folgenden Prognosen, ohne dass deshalb auf Bewusstseinszustände der Autoren zurückgeschlossen werden bräuchte oder könnte.⁶¹

Die hier gewählte erkenntnistheoretische Position erlaubt es im Weiteren zu reflektieren, dass die Beobachtung einer pessimistischen Beobachtung eine Konstruktion ist. Hinter jene Einsicht gibt es kein Zurück, ob das Ergebnis meiner Beobachtung dann anschlussfähig ist, d.h. zustimmend verstanden wird, kann nur der nächste Beobachter, also der Leser dieser Studie entscheiden. Letztlich obliegt es den Lesern, die vorliegende Arbeit auf das Niveau einer Beobachtung erster Ordnung zu holen, was bedeutet, die Kontingenz der eigenen Unterscheidungen und die konstitutiven blinden Flecken aufzuzeigen.

61 | Gleichwohl werde ich im Interesse der Lesbarkeit des Textes folgend von der Theorie, Auffassung, Position usw. Schmitts, Foucaults und Agambens sprechen.